

# UNTERHALTUNG UND WISSEN

## Zur Geschichte jüdischer Volksbräuche

Von J. Bergmann, Berlin.

### III. WACHNACHT.

In allen Religionen finden sich im Kultus Reste uralter Bräuche. Noch in der Kaiserzeit, als in Rom jeder halbwegs wohlhabende Haushalt bronzenes und silbernes Gerät hatte, verwendete man beim Opfer tönernen Gefäße. Im lesbischen Tempel war noch in späterer Zeit der Gebrauch von Eisen und Bronze untersagt: eine deutliche Erinnerung an die Zeit, in der Eisen und Bronze noch unbekannt waren. Die gleiche Erscheinung beobachten wir auch im jüdischen Gotteshaus, wenn in der Gegenwart noch der Schriftabschnitt aus einer geschriebenen Thorarolle verlesen wird. Auf allen Gebieten des Lebens muß das Alte dem Neuen weichen; im religiösen Leben jedoch heiligt der religiöse Inhalt auch die Form, und das Alte gilt als ehrwürdig und ist dem Herzen heilig.

Zuweilen geschieht es sogar, daß sich im religiösen Leben eine Sitte in ihrer äußeren Form erhält, auch wenn sie ihren Bedeutungsinhalt längst verloren hat. Um den Toten zu besänftigen und freundlich zu stimmen, wurde bei den heidnischen Völkern in alter Zeit ein Blutopfer dargebracht. Als Ersatz für das Blutopfer kam später die rote Farbe zur Verwendung. Noch im fünfzehnten Jahrhundert war es in Florenz üblich, rote Bahrtücher zu verwenden, die Totenkapelle rot auszuschlagen und den Toten in einen roten Mantel zu kleiden. Ebenso wurden bei den Juden des Mittelalters neben weißen auch rote Leichenkleider verwendet. Die Verwendung der roten Farbe hat bis in die Zeit fortgedauert, in der an die Opferbedeutung des Rots überhaupt an das Opfer für den Toten nicht mehr gedacht wurde und der Bedeutungsinhalt der Sitte verloren gegangen war.

Religiöse Sitten haben ihre Geschichte wie die Wörter einer lebenden Sprache. Wie diese ihre äußere Form zwar bewahren, aber Sinn und Bedeutung fortwährend verändern, so ist auch der Bedeutungsinhalt der religiösen Sitten Wandlungen unterworfen, ohne daß sich die äußeren Formen wesentlich ändern. Bei allen Völkern wurden die bösen Geister durch Lärmen verscheucht, wie durch das Läuten der Glocken bei dem Leichenbegängnis, durch Trommelschlag bei der Hochzeit und durch das Zerbrechen von Gefäßen am „Polterabend“ vor der Hochzeit (daher der Name „Polterabend“). Die letzte Sitte findet sich auch im Judentum. Als R. Aschi bei der Hochzeit seines Sohnes bemerkte, daß die Gesetzesjünger ihrer heiteren Laune die Zügel schießen lassen, zerbrach er ein kostbares Gefäß, um dadurch die übersprudelnde Heiterkeit der Hochzeitsgäste zu dämpfen. Bei den deutschen Juden im Mittelalter warf der Bräutigam eines der Gläser, die zu den üblichen Segenssprüchen über den Wein benutzt worden waren, an die Wand, daß es zer-

schellte. Das Zerbrechen des Glases bei der jüdischen Hochzeit hatte jedoch nicht die Bestimmung, die Dämonen von dem Brautpaar fernzuhalten, sondern die Freude der Fröhlichen zu mäßigen und an die Zerstörung Jerusalems zu erinnern. So hat sich ein magisches Abwehrmittel, das gegen die Dämonen gerichtet war, zu einem religiösen Symbol gewandelt. Die römische Braut legte einen As, den sie am Fuße oder unter dem Fuße hatte, auf dem Herde als dem Altare der Laren nieder und erwarb durch diese Opfergabe den Schutz der Hauslaren und die Aufnahme in die Kulturgemeinschaft des Hauses. Einen zweiten As, den sie in der Tasche trug, ließ die Braut an dem benachbarten Kreuzweg erklingen, um durch ihn den Schutz der Götter, die ihre neuen Bezirksgenossen beschirmten, und die Aufnahme in die größere Kulturgemeinschaft ihres Stadtbezirkes zu erwerben. Bei anderen Völkern gab die Braut eine Geldmünze nicht den Hausgöttern, sondern den bösen Geistern, um sie zu besänftigen. So hielt in Franken die Braut bei der Trauung ein Geldstück heimlich unter dem Oberarm und ließ es beim Verlassen der Kirche fallen, um sich vor Behexung zu schützen. Diese Sitte erhielt bei den deutschen Juden eine andere Wendung. Auf dem Synagogenhof zu Mainz wurden Braut und Bräutigam mit Weizenkörnern bestreut, unter die Weizenkörner aber wurden Geldmünzen gemischt, die von den Armen aufgesaugen wurden. Nicht als Opfergabe zur Besänftigung der bösen Geister dienten die Geldmünzen, sondern als Spende für die Armen. Aus einer gegen die Dämonen gerichteten Zauberhandlung ist ein Brauch geworden, der einen ethischen und idealen Sinn hat.

Wie die äußere Form eines Brauches bleibt, während das Motiv, aus dem er hervorgegangen, und der Zweck, auf den er gerichtet gewesen ist, sich wandeln, zeigt sich noch an einem anderen Beispiel. Die Nacht galt überall als die Zeit der Geister, und der Schlafende galt als besonders gefährdet. Denn die Seele des Schlafenden weilt außerhalb des Leibes, und die Gefahr ist um so größer, daß die Geister der Seele habhaft werden. In Venedig stand neben der Wöchnerin eine Dienerin, um sie vom Schlaf abzuhalten und die Hexe von ihr fortzutreiben.

Bei den Juden des Mittelalters füllten Freunde des Hauses die „Wachnacht“ vor der Beschneidung eines Knaben mit Thorastudium aus, um die Mutter vor Behexung zu schützen. In Jerusalem wachen noch in der Gegenwart in der Woche nach der Geburt eines Knaben Freunde des Hauses, die jede Nacht im Zimmer der Wöchnerin Thora lernen. Im Zimmer der Wöchnerin wachen dort auch Frauen, die auch nach der Geburt eines Mädchens in das Haus gerufen werden, um die Mutter vor Bösem zu schützen. Die Sitte in der „Wachnacht“ finden wir aber auch an einer Stätte, wo vom Dämonenglauben keine Rede sein kann und an die Furcht vor bösen Geistern nicht gedacht worden ist. „Am Vorabend des Versöhnungstages ließ man im jerusalemischen Tempel den Hohepriester nicht

viel essen, weil das Essen den Schlaf bewirkt.“ Der Hohepriester mußte die ganze Nacht wach bleiben. „Wenn er ein Gelehrter war, hielt er einen Vortrag, sonst trugen Gelehrte in seiner Gegenwart vor; wenn er des Lesens kundig war, las er selber vor, sonst wurde ihm vorgelesen, und zwar aus den Büchern Hiob, Esra und der Chronik.“ Die Vornahmen in Jerusalem schliefen in der Nacht vor dem Versöhnungstage nicht, damit der Hohepriester Geräusch vernehme und nicht einschlafe. Abba Saul sagte: Auch in der Provinz pflegte man zur Erinnerung an den Tempel in der Nacht vor dem Versöhnungstage zu wachen. Wie später in der Kirche die Katechumenen in der Nacht vor der Taufe unter Gebeten wach bleiben mußten, so wachte in alter Zeit auch der jüdische Hohepriester in der Nacht vor dem Versöhnungstage, an dem er in das Allerheiligste des Tempels gehen mußte. Die „Wachnacht“ vor dem Versöhnungstage wurde später auch außerhalb des Tempels von den Kabbalisten innegehalten; sie blieben wach und füllten die Nacht mit dem Studium der Vorschriften über den Versöhnungstag und mit dem Absingen von Hymnen aus. Von den Kabbalisten wurde das Wachen auch für die Nacht vor dem ersten Tage des Wochenfestes und vor dem Hoschanatage eingeführt. Wie der Verfasser des Sohar meint, pflegten schon die Frommen der Vorzeit in der Nacht vor dem ersten Tage des Wochenfestes wach zu bleiben und Thora zu lernen; so bereiteten sich die Frommen für die Offenbarung am Sinai vor, die sie am kommenden Tage gleichsam von neuem empfangen wollten. Der Hoschanatag, ursprünglich ein Freudentag, erhielt im Judentum später den Charakter eines Bußtages und wurde dem Versöhnungstage gleichgestellt. In seinem Sammelwerke Schibole ha-jekek berichtet R. Zidkija b. Abraham, daß manche auch in der Nacht vor dem Hoschanatage nicht schliefen und die Nacht mit dem Lesen von Stellen aus der Thora ausfüllten.

Was einer religiösen Sitte Wert verleiht und sie unserem Herzen nahebringt, das ist ihr Sinn, ihr Bedeutungsinhalt. Das Zerbrechen eines Gefäßes ist eine Zauberhandlung, wenn es auf die Vertreibung der bösen Geister gerichtet ist, aber es wird zu einem wertvollen Symbol, wenn es, wie bei der jüdischen Hochzeit, die Freude der Fröhlichen mäßigen und an Jerusalem erinnern soll. Die „Wachnacht“, die vor den Dämonen schützen soll, gehört in das Reich des Zaubers und Aberglaubens, aber sie wird zu einer religiösen Institution, wenn sich die Frommen in ihr durch Gebet und Thorastudium für den kommenden heiligen Tag vorbereiten.

## Humoristisches

Goldberg klagt seinem Onkel sein Leid: „Meine Frau verlangt morgens Geld, mittags Geld, und abends fordert sie nochmals Geld!“

„Entsetzlich! Was macht sie mit dem vielen Geld eigentlich?“

„Weiß ich, ich gebe ihr ja keins!“

## Warschauer Brief

Warschau besitzt die größte jüdische Gemeinde Europas. Von über eine Million Einwohner gibt es allein 350 bis 400 000 Juden. Wer das erstmal nach Polen — insbesondere nach Warschau — kommt, entdeckt plötzlich das Judentum. So ähnlich, wie der moderne Amerikaner Europa entdeckt, wenn er den Boden seiner urväterlichen Heimat betritt. Vorstellungen und Begriffe fallen wie ein leeres Kartenhaus zusammen. Die Wirklichkeit sieht eben immer anders aus.

In den Hauptstraßen Warschaus sieht man nur selten einen Juden in Tracht. Erst hinter dem Stadtzentrum beginnt das Judenviertel. Dabei kann man von einem Judenviertel in Warschau eigentlich nicht sprechen. In Wirklichkeit bildet dieses Viertel eine eigene Stadt, die nur zufällig, durch Straßen und Gassen, mit Warschau verbunden ist. Ganz plötzlich, an irgendeiner Straßenbiegung, hinter einem Platz, beginnt es. Eine andere Welt, andere Menschen, eine andere Sprache und andere Sitten. Während Warschau mit einem geringen östlichen Einschlag durchaus europäisch wirkt, fühlt man sich im Judenviertel außerhalb Europas versetzt. Unglaublich, daß dieses Viertel nur wenige Minuten von einer Gegend getrennt ist, wo Autos und Droschken über breite asphaltierte Straßen dahinrollen, wo aus mondänen Cafés dezente Gelgelänge ertönen. Hier wohnen zwei Völker, zwei Städte nebeneinander.

Die Nalewkistraße ist das Zentrum der Judenstadt, so wie die Nowy-Swiat das Zentrum des europäischen Warschaus ist. Nur selten sieht man hier einen Christen. Alles ist jüdisch. Die Geschäfte, das Personal, die Gepäckträger, die Bettler, die barfüßigen Straßenjungen. Und das ist auch das Interessante, Eigenartige — trotz Differenziertheit der Schichten — die Einheitlichkeit des Volkstums. Außer einigen größeren Firmen in der Nalewkistraße, sieht man nur kleine, für deutsche Verhältnisse unscheinbare Geschäfte. Schneidereien, Bäckereien, Gemüshandlungen, Kramläden. In einem dunklen, muffigen Raum sitzen

einige Männer mit bleichen fahlen Gesichtern über Nähmaschinen gebeugt — Typen, wie wir sie aus Lillens Zeichnungen kennen. In einem winzigen Lädchen befindet sich gleich an der Tür ein Schustertisch. Hammerschläge klingen dumpf und hohl. Ein frommer Schuster sitzt da. Während der Arbeit trägt er sogar sein Kappchen und die Arba Kanfaus hängen unter seiner Weste hervor. Der Raum dient zugleich als Wohnzimmer. Kinder spielen auf dem schmutzigen Boden mit Lederabfällen und Nägeln.

Wie in jeder Großstadt, so gibt es auch hier degenerierte Elemente. Ganze Verbrecherviertel, wo man es nicht wagen darf des Nachts durchzugehen. Es soll lebensgefährlich sein. Auf den Straßen hungern Männer, die Hände in den Taschen vergraben, die Mütze tief ins Gesicht gezogen. Frauen mit rotgefärbten Lippen, dunkel umranderten Augen, in Schals umhüllt, schlendern den holprigen Bürgersteig entlang und schauen den vorübergehenden Fremden mißtrauisch an. Alle diese Menschen sprechen jiddisch, das klingt so eigenartig an mein Ohr und berührt so wehmütig mein Herz.

Die Armut liegt offensichtlich auf den Straßen. Ganze Reihen von einstöckigen buckligen Holzhäusern, mit schiefen Türen und Fenstern. Ganze Straßenzüge ohne Kanalisation. Uebles, schmutziges Wasser quillt durch eine primitive verfallene Hozrinne über den Bürgersteig in die Gosse hinab. Zerlumpte Kinder spielen auf dem Hofe eines eingefallenen Hauses, wo noch gezackte Mauerstumpfe öde in die Höhe ragen, mit einer Kartoffel Fußball. Auch in diesen Straßen wird Handel getrieben. Ein Mann verkauft Strümpfe. Sein ganzes Warenlager hält er in einer Hand. Ein anderer offeriert Limonade. Monoton klingen seine heiseren Rufe: limene... limene... limene... Krug und Gläser stehen auf einem griesgrämigen Stuhl, der schon manche Generation überstanden hat. Einer hält eine alte ausgefranste Hose in der Hand, die er den Passanten zum Kauf anbietet. Von diesem Handel leben Menschen, weil ihnen keine andere Verdienstmöglichkeit geboten ist.

Am Samstag bekommen diese Straßen, die Häuser, die Menschen ein freundliches Aussehen, ein feierliches Gesicht. Alles ist so friedlich. Keine Straßenjungen und keine Bettler laufen herum, alle Geschäfte sind geschlossen. Junge Mädchen und Burschen gehen spazieren, es wird kokettiert, gelacht. Vor den Haustoren sitzen Frauen und unterhalten sich lebhaft. Ehrwürdige Männer im sauberen Schabbesrock schreiten gelassen dahin. Hier spürt man den Nimbus des wahren Sabbat.

Außer einer großen Synagoge, in der Orgel gespielt und die nur von Fortgeschrittenen besucht wird, gibt es unzählige Bethäuser. Darunter ganz eigentümliche. Da gibt es eins, das den ganzen Tag geöffnet ist. Immer ist es voll, gleich an welchem Tage und zu welcher Stunde man hinkommt. Die meisten Bethäuser werden nach irgendeinem Rebbe benannt. In die Ostrower-Schule gehen die Anhänger des Ostrower Rebbe. Die Ostrower besitzen besondere Popularität, denn sie essen nur wenig. Sie machen es ihrem Rebbe nach, der schon seit 40 Jahren fastet und nur so viel ißt, daß er gerade am Leben bleibt. Am berühmtesten ist jedoch der Gerrer Rebbe. Seine Gemeinde ist die größte in Warschau, wie überhaupt in der Welt. Die Gerrer sind eine alte Dynastie. Ihre Residenz ist das Städtchen Göra Kalwarja, zwei Bahnstunden von Warschau entfernt. Große Wunder erzählt man sich vom Gerrer Rebbe. Während der Erdbebenkatastrophe in Palästina, wo einige hundert Menschen getötet wurden, weilte er dort. Kein einziger Jude fiel der Katastrophe zum Opfer. Dieses Wunder wird seiner Anwesenheit zugeschrieben.

Als ich wenige Tage in Polen weilte, sollte ich zufällig einem Rebbe begegnen. Ich kam von Lodz und wartete auf dem Bahnsteig des Eisenbahnknotenpunktes Koluszki auf den Anschlusszug. Vorher lief ein von Warschau kommender D-Zug ein. Plötzlich stürzten Hunderte von Juden herbei. Rissen meine Tasche, beinahe mich selbst um. Das Publikum fluchte und lachte. Ich wußte im ersten Moment nicht was los sei. Doch kaum stand der Zug, als laute Rufe und Schreie ertönt:

Choler  
stinare  
eine Ch  
stina. T  
schlosse  
Persone

Ein  
stina. J  
handelt  
Bank w  
Wieder  
Gebiete  
der Anl  
treffen.  
sein; di

Dr. W  
stina. J  
mitgete  
der Zio  
endigun  
besuche  
tober er  
aufhalte

Ein B  
über H  
die Auf  
Antisen  
Marsha  
Commit  
„Nichtj  
stellung  
haben c  
trachte  
schaft

Ende v  
keit da  
dem g  
nischen  
höchst  
haft, di  
zuverb  
diesen  
Glaube  
darget  
hat sie  
bürger  
einen E

Sinnlos  
23 J  
Vom J  
daß in  
nischer  
Bestan

Das  
Berli  
hebräi  
Berlin.  
Fend  
„z“ z  
Publik  
wältig  
tung“  
spielt  
licher  
An-ski  
gische  
armen  
punkt  
Schlei

W. M.  
„z“ z  
Publik  
wältig  
tung“  
spielt  
licher  
An-ski  
gische  
armen  
punkt  
Schlei

„Rebb  
Rebbe  
brodel  
in der  
In der  
houett  
bald w  
is der  
sagte  
daß ic  
zu erl

Es  
wenig  
heute  
einem  
fug.  
bestre  
Gottes  
Auch  
ner T  
nicht  
psych  
objekt  
ersche  
nen, a  
den.  
Rebbe  
sagen

Zwi  
Tracht  
steht  
fast o  
päisc  
eine  
tem  
leiche  
wahr.

Da  
entwi  
täglic  
Unter  
Rolle  
wie i  
vor,  
Schli

„Rebb  
Rebbe  
brodel  
in der  
In der  
houett  
bald w  
is der  
sagte  
daß ic  
zu erl

Es  
wenig  
heute  
einem  
fug.  
bestre  
Gottes  
Auch  
ner T  
nicht  
psych  
objekt  
ersche  
nen, a  
den.  
Rebbe  
sagen

Zwi  
Tracht  
steht  
fast o  
päisc  
eine  
tem  
leiche  
wahr.

Da  
entwi  
täglic  
Unter  
Rolle  
wie i  
vor,  
Schli